

CORY DOCTOROW MIT EINEM VORWORT
VON EDWARD SNOWDEN

ROMAN **LITTLE BROTHER**
AUFSTAND



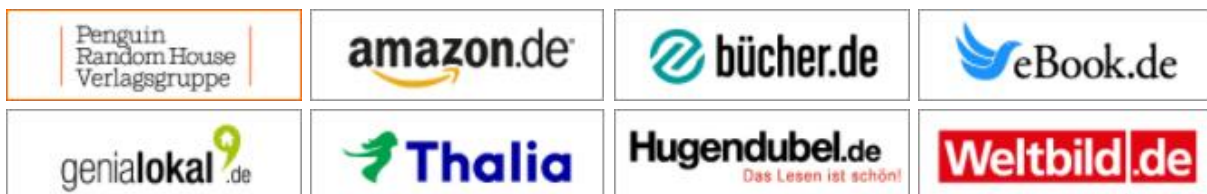
Leseprobe

Cory Doctorow

Little Brother – Aufstand
Roman

»Großartig und spannend – Cory Doctorows ›Little Brother‹-Romane sollten von allen gelesen werden!« *Neil Gaiman*

Bestellen Sie mit einem Klick für 15,00 €



Seiten: 448

Erscheinungstermin: 11. Oktober 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

CORY
DOCTOROW

**LITTLE
BROTHER**
AUFSTAND

Erster Roman

Mit einem Vorwort von
Edward Snowden

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

VORWORT

VON EDWARD SNOWDEN

Wenn mir damals, als ich noch bei der CIA arbeitete, jemand gesagt hätte, dass Jugendliche irgendwann eine Rebellion anzetteln und, ausgerüstet mit Laserpointern als Waffen und Verkehrshütchen als Schilde, einen der mächtigsten Staaten der Welt lahmlegen würden – dann hätte ich höchstens eine Augenbraue hochgezogen. Und doch passiert jetzt, da ich fast zehn Jahre später diese Worte schreibe, genau das in Hongkong. In dieser Stadt hatte ich mich mit Journalisten getroffen, um ihnen die geheimen Informationen zu übergeben, die mich von einem ehemaligen Geheimagenten zu einem der meistgesuchten Männer der Welt machen würden. Tatsächlich lag dieses Buch, das Sie gerade in den Händen halten, damals auf dem Tisch in meinem Hotelzimmer, dem letzten Zimmer, das ich noch mit einer Kreditkarte bezahlen konnte.

Was ich den Journalisten damals gezeigt habe, waren Dokumente und Beweise dafür, dass die selbst ernannten »Fünf Augen« – die Sicherheitsbehörden von USA, Großbritannien, Australien, Neuseeland und Kanada – verdeckt zusammengearbeitet hatten, um die Gesetze ihrer Länder zu schwächen. Sie hatten die großen Telekommunikationsfirmen und Internetgiganten gezwungen, ihnen heimlich Zugriff auf ihre Netzwerke zu verschaffen (obwohl die Daumenschrauben bei einigen nicht allzu fest angezogen werden mussten). Dabei hatten sie nur ein Ziel: die Transformation des freien und vielfältigen Internets in das erste globale, zentralisierte Instrument der Massenüberwachung.

Das Problem dabei ist, dass die weltweite Reaktion auf diese

Enthüllung zwar sehr empört war, hatte man hier doch den größten Geheimdienstskandal unserer Zeit aufgedeckt. Die Massenüberwachung selbst aber läuft bis heute praktisch uneingeschränkt weiter. So gut wie alles, was Sie tun, und so gut wie jeder Mensch in Ihrem Umfeld wird überwacht. Die Daten werden von einem System aufgezeichnet, dessen Reichweite nahezu grenzenlos ist, ganz im Gegensatz zu seinen Kontrollmechanismen.

Dieses System wurde seitdem kaum verändert – die meisten Regierungen haben weniger Interesse an echten Reformen als daran, die Rechte ihrer Bürger einzuschränken. Was sich hingegen verändert hat, ist unser öffentliches Bewusstsein. Dass Regierungen einfach so die Kommunikation unbescholtener Bürger abhören können, galt früher als Hirngespinnst von Verschwörungstheoretikern (oder als Stoff für lehrreiche Romane wie den, den Sie gerade in den Händen halten). Auf einmal stellte sich aber heraus, dass diese Vorstellung bittere Realität ist, und zwar so allumfassend, dass diese Tatsache heute von unehrlichen Politikern gern als nicht weiter erwähnenswert abgetan wird.

Mittlerweile ist den globalen Konzernen langsam klar geworden, dass ihr schlimmster Sündenfall – die willentliche Komplizenschaft bei Verbrechen gegen die Öffentlichkeit – folgenlos blieb. Im Gegenteil, Kollaborateure wurden sogar belohnt, indem man ihnen ausdrücklich und rückwirkend Straffreiheit zusicherte oder indem man ihnen formlos dauerhafte Immunität garantierte. Damit wurden diese Firmen zu unserem neuen Big Brother, immer eifrig darum bemüht, umfassende Aufzeichnungen unseres Privatlebens in Profit und Macht umzuwandeln. Das einst so freie Internet ist korrumpiert worden, und heute haben wir nur noch einen Überwachungskapitalismus. Inzwischen haben wir begriffen, dass es bei diesen Technologien nie um Beziehungen zueinander, sondern um Macht über andere ging. Die Weiter-

entwicklung der Massenüberwachung ging einher mit dem Abbau öffentlicher Souveränität.

Das sind die düsteren Aussichten nach meinen sieben Jahren im Exil. Dennoch finde ich mehr Gründe für Hoffnung als für Verzweiflung, und das hat nicht wenig mit den Laserpointern und Verkehrshütchen in Hongkong zu tun. Meine Zuversicht rührt nicht daher, *wie* diese Dinge zweckentfremdet werden – damit Überwachungskameras gestört oder, mithilfe von etwas Wasser, die Tränengaskanister entschärft werden können –, sondern *was* sie symbolisieren: den unstillbaren Hunger der Menschen nach Freiheit.

Die Probleme, mit denen wir uns heute konfrontiert sehen – die Enteignung durch Oligarchen und ihre Monopole sowie die Entrechtung durch autoritäre Herrscher und die von ihnen in bequeme Geiselnhaft genommenen Politiker –, sind alles andere als neu. Neu dagegen sind die technischen Mittel, mit deren Hilfe diese Zustände einzementiert wurden. Mit anderen Worten: Die bösen Jungs haben das bessere Werkzeug.

Jeder von uns kennt dieses Sprichwort: Wenn du nur einen Hammer hast, wird jedes Problem zum Nagel. Darin liegt der Irrtum jedes Ordnungssystems, das sich mehr auf die Omnipotenz seiner Methoden verlässt als auf die Rechtmäßigkeit seines Mandats. Es gab Zeiten, da wurden Imperien durch Bronze, Schiffe und Schwarzpulver zu Fall gebracht. Keines dieser Reiche gibt es heute noch. Was jedoch all diese längst vergessenen Flaggen überdauert hat, ist unsere größte Errungenschaft: die Sprache. Sie ist das Imperium des Geistes.

Ja, wir alle sind wie Marcus Yallow und seine Freunde in einen ungleichen Kampf hineingezogen worden. Doch kein Ausmaß der Überwachung, sei sie auch noch so vollkommen, kein Ausmaß der Unterdrückung und der Gewinnmaximierung kann und wird

ändern, wer wir sind. Ob mutige Studenten in Hongkong oder brillante Cypherpunks in San Francisco – es vergeht kein Tag, an dem nicht zahlreiche Einzelne versuchen, die Systeme, die unser Leben bestimmen, zu erneuern und zu verbessern. Wir haben gesehen, wie geniale Ideen und Erfindergeist zur Entstehung von Systemen geführt haben, die unsere Geheimnisse – vielleicht sogar unsere Seele – sicher verwahren können. Diese Systeme wurden in einer Welt geschaffen, in der schon die Absicht und die Mittel, eine Privatsphäre aufrechtzuerhalten, sich wie ein Verbrechen anfühlen. Wir haben gesehen, wie einzelne Menschen neue Werkzeuge dafür erschaffen haben, bessere Werkzeuge, als selbst die größten Staaten sie herstellen konnten. Doch niemand schafft es, sich ganz allein gegen diese verärgerten Giganten zu wehren, die ihre Ausschlusspolitik und ihre Gewaltmaßnahmen durchsetzen wollen. Denn das ist der wirklich wichtige Teil der Geschichte: Was beim Einzelnen beginnt, muss in der Gemeinschaft fortgeführt werden.

Um ein Zeitalter zu verändern, kommt es auf mehr an als auf Laserpointer und Verkehrshütchen – es kommt auf die Hände an, die sie halten.

Es kommt auf Sie an.

**LITTLE
BROTHER
DER AUFSTAND**

Für Alice,
die mich gesund macht

1

Ich gehe in die Oberstufe der Cesar Chavez High im sonnigen Mission-Viertel von San Francisco, und das macht mich zu einem der meistüberwachten Menschen der Welt. Ich heiße Marcus Yallow, aber zu der Zeit, als diese Geschichte losging, lief ich unter winston. Gesprochen »Winston«.

Und *nicht* »Wee-eins-enn-fünf-tee-null-enn« – außer du bist so ein orientierungsloser Erziehungsbeamter, der die Kurve nicht gekriegt hat und das Internet immer noch als »Datenautobahn« bezeichnet.

Ich kenne jemanden, der tatschlich so orientierungslos ist. Er heißt Fred Benson und ist einer der drei stellvertretenden Schulleiter der Chavez High. Der Kerl hat echt den Schuss. Aber wenn schon Gefngniswrter, dann lieber einen hilflosen Trottel als jemanden, der es voll draufhat.

»MARCUS YALLOW«, tönte es am Freitagmorgen über die Lautsprechanlage. Wenn ein Tag gleich mit der Anlage losgeht, ist das echt scheiße, und jetzt stell dir das Ganze noch mit Bensons üblichem Genuschel vor, das sich eher nach Verdauungsproblemen durch verdorbenen Burrito anhört als nach Schuldurchsage. Aber wir Menschen haben echt ein Talent, aus jedem noch so plrrenden Audio-Wirrwarr zumindest den eigenen Namen herauszuhören – muss ein berlebenstrick sein.

Ich schnappte meine Tasche, klappte den Laptop drei viertel zu – wollte ja schließlich nicht meine Downloads schreddern – und stellte mich auf das Unvermeidbare ein.

»KOMMEN SIE SOFORT IN DAS BÜRO DER SCHULLEITUNG.«

Ms. Galvez, meine Sozialkundelehrerin, sah mich an und ver-

drehte die Augen. Und ich tat ihr gegenüber das Gleiche. Der Mann hatte es auf mich abgesehen, nur weil ich die Schul-Firewalls so leicht überwinde wie einen Bordstein, die Software zur Gangerkennung austrickse und die Überwachungschips lahmlege, mit denen sie uns aufspüren. Die Galvez ist aber in Ordnung, sie hält mir das nie vor (vor allem, weil ich ihr bei ihrer Webmail helfe, damit sie mit ihrem Bruder quatschen kann, der im Irak stationiert ist).

Darryl, mein Kumpel, klatschte mir auf den Hintern, als ich vorbeiging. Ich kenne Darryl schon seit der Zeit, als wir noch Pampers trugen und uns heimlich aus dem Kindergarten schlichen. Hab ihn ständig in irgendwelche Scheiße geritten und wieder rausgerettet. Ich hob die Arme über den Kopf wie ein Preisboxer, verschwand aus dem Sozialkundetrakt und machte mich auf den Bülßerweg Richtung Schulleitung.

Ich war schon halb da, als plötzlich mein Handy klingelte. Das war noch so ein No-go – Handys sind muy prohibido in der Chavez High –, aber was ging das mich an? Ich verschwand in die Toilette und schloss mich in der mittleren Kabine ein (die hintere ist immer am schlimmsten, weil die so viele anpeilen in der Hoffnung, dass es da nicht so stinkt und versifft ist – Erleichterung und anständige Hygiene findest du aber nur in der Mitte). Ich checkte das Handy – mein Rechner zu Hause hatte eine Mail weitergeleitet, dass es irgendwas Neues bei Harajuku Fun Madness gab, was einfach das beste Spiel ist, das je erfunden wurde.

Ich grinste. Freitags in der Schule ist sowieso scheiße, und ich war froh, eine Entschuldigung zu haben, um mich vom Acker zu machen.

Ich schlenderte weiter Richtung Bensons Büro und hob lässig die Hand, als ich reinkam.

»Wenn das nicht Wee-eins-enn-fünf-tee-null-enn ist«, sagte

er. Fredrik Benson – Sozialversicherungsnummer 545-03-2343, Geburtsdatum: 15. August 1962, Mädchenname der Mutter: Di Bona, Geburtsort: Petaluma – ist wesentlich größer als ich. Ich bin schlappe 1,73, er bringt es auf gute zwei Meter, aber seine College-Zeit als Basketballspieler liegt schon so weit zurück, dass die Brustmuskeln nur noch einen schlaffen Männerbusen bilden, der unter dem Billig-dot-com-Poloshirt unangenehm aufrägt. Er wirkt immer so, als ob er dir gleich einen reinwürgen will, und liebt es wegen der dramatischen Steigerung, ordentlich laut zu werden. Beides verliert aber bei häufiger Anwendung seine Wirkung.

»Nee, tut mir leid«, antwortete ich, »hab noch nie was von Ihrer R2D2-Figur gehört.«

»Winston«, sagte er, die Zeichen wieder einzeln aussprechend. Er musterte mich mit einem strengen Blick und wartete, dass ich klein beigab. Natürlich war das mein Deckname, und zwar schon seit Jahren. Unter dieser Identität agierte ich in den Foren, wo ich meine Beiträge zum Thema angewandte Sicherheitsforschung postete. So Sachen, wie man sich aus der Schule schleicht und die Signalkennung im Handy deaktiviert. Aber Benson wusste nicht, dass das mein Deckname war. Nur ganz wenige kannten ihn, und denen vertraute ich total.

»Ähm, da klingelt gar nichts bei mir«, sagte ich. Ich hatte unter diesem Benutzernamen ein paar echt coole Dinge in Sachen Schule gebracht – war total stolz auf meine Entwicklung eines Überwachungskillers –, und wenn er die beiden Identitäten zusammenbringen könnte, säße ich schön in der Scheiße. Niemand nannte mich auf der Schule `w1n5ton` oder auch nur Winston. Nicht mal meine Freunde. Ich hieß Marcus und sonst gar nichts.

Benson setzte sich hinter seinen Schreibtisch und klopfte mit seinem Jahrgangsring nervös auf der Schreibunterlage rum. Das tat er immer, wenn es nicht gut für ihn lief. Pokerspieler nennen

das Tell – etwas, woran man erkennen kann, was im Kopf des andern abgeht. Ich kannte Bensons Tells in- und auswendig.

»Marcus, ich hoffe, du begreifst, wie ernst die Sache ist.«

»Sofort, wenn Sie mir sagen, worum es geht, Sir.« Ich nenne Autoritätstypen wie ihn immer »Sir«, wenn ich sie verarsche. Das ist mein Tell.

Er schüttelte den Kopf und sah nach unten, noch so ein Tell. Als Nächstes würde er mich gleich anbrüllen. »Hör zu, Junge! Es wird Zeit, dir darüber klar zu werden: Wir wissen, was du getan hast, und werden das nicht einfach so hinnehmen. Du kannst von Glück reden, wenn du nicht suspendiert bist, nachdem unser Gespräch hier vorbei ist. Hast du vor, deinen Abschluss hier zu machen?«

»Mr. Benson, Sie haben mir immer noch nicht gesagt, was das Problem ...«

Er knallte die Hand auf den Schreibtisch, dann zeigte er mit dem Finger auf mich. »Das *Problem*, Yallow, ist, dass du dich an einer kriminellen Verschwörung beteiligt hast, um das Sicherheitssystem der Schule zu untergraben, und du deine Mitschüler mit entsprechenden Mitteln versorgt hast. Du weißt genau, dass wir letzte Woche Graciella Uriarte suspendiert haben, weil sie so ein Teil von dir benutzte.« Uriarte hatte es übel erwischt. Sie trug einen Störsender bei sich, den sie in einem Drogenladen in der Nähe der BART-Station 16. Straße – BART ist die unterirdisch verlaufende S-Bahn von San Francisco – erstanden hatte, und das Ding löste auf dem Gang Alarm aus. Hatte ich nichts mit zu tun, aber sie tat mir trotzdem leid.

»Und Sie glauben, ich häng da mit drin?«

»Wir haben zuverlässige Quellen, die darauf hindeuten, dass du winston bist« – wieder sprach er Zeichen für Zeichen einzeln aus, und ich fragte mich langsam, ob er gar nicht begriffen hatte, dass

die 1 ein I war und die 5 ein S. »Wir wissen, dass dieser winston verantwortlich ist für den Diebstahl der landesweit vereinheitlichten Prüfungsaufgaben vom letzten Jahr.« Das war nun wirklich nicht ich gewesen, aber echt ein super Hack, und total schmeichelhaft, dass sie es mir anhängten. »Dafür gibt es gut und gern ein paar Jahre Gefängnis, wenn du nicht kooperierst.«

»Sie haben zuverlässige Quellen? Die würde ich dann doch gern mal sehen.«

Er warf mir einen finsternen Blick zu. »Deine Haltung ist nicht gerade förderlich für dich.«

»Wenn es Beweise gibt, Sir, finde ich, Sie sollten die Polizei rufen und ihr die Sache übergeben. Klingt ja nach einer ernsten Angelegenheit, und ich möchte den rechtmäßig zuständigen Behörden bei ihrer Untersuchung wirklich nicht im Weg stehen.«

»Du willst, dass ich die Polizei rufe?«

»Und meine Eltern. Das wär wohl das Beste.«

Wir starrten uns über den Schreibtisch an. Er hatte offensichtlich erwartet, dass ich sofort einknicken würde, wenn er die Bombe platzen ließ. Aber ich knicke nicht ein. Ich hab einen Trick, Leute wie Benson niederzustarren. Ich schaue leicht nach links an ihrem Kopf vorbei und denke an die Verse alter irischer Volkslieder, solche mit mindestens dreihundert Strophen. Das lässt mich dann völlig ruhig und unbesorgt aussehen.

Und der Flügel saß an dem Vogel und der Vogel saß auf dem Ei und das Ei saß im Nest und das Nest saß auf dem Blatt und das Blatt saß an dem Zweig und der Zweig saß an dem Ast und der Ast saß am Stamm und der Stamm saß im Baum und der Baum saß im Moor und das Moor unten im Tal – oh! Hei ho! Das rumpelnde Moor unten im Tal – oh! ...

»Du kannst wieder in deine Klasse gehen«, sagte er. »Ich rufe dich, wenn die Polizei bereit ist, mit dir zu reden.«

»Werden Sie sie jetzt gleich rufen?«

»Es ist ein kompliziertes Verfahren, die Polizei zu rufen. Ich hatte gehofft, dass wir die Sache schnell und fair lösen könnten, aber da du darauf bestehst...«

»Ich kann auch warten, solange Sie mit der Polizei telefonieren«, sagte ich. »Mir egal.«

Er klopfte wieder mit seinem Ring, und ich wartete darauf, dass er platzte.

»Geh!«, brüllte er. »Verschwinde endlich aus meinem Büro, du übler kleiner...«

Ich ging und ließ mir nichts anmerken. Er würde die Polizei nicht anrufen. Wenn er genügend Beweise gehabt hätte, um zur Polizei zu gehen, hätte er es gleich gemacht. Er hasste mich, und zwar abgrundtief. Ich nahm an, dass er ein paar Gerüchte gehört und gehofft hatte, er könnte mir Angst machen, damit ich alles ausspuckte.

Ich lief frisch und frei den Flur entlang und bemühte mich für die Gangerkennungskameras um einen möglichst gleichmäßigen Schritt. Die waren erst vor einem Jahr installiert worden, und ich liebte sie, weil sie so schön dämlich waren. Davor hatten wir Kameras zur Gesichtserkennung gehabt, die fast jeden öffentlichen Bereich der Schule erfassten, aber ein Gericht hatte entschieden, dass sie gegen das Gesetz verstießen. Also hatten Benson und jede Menge andere paranoide Schulobere unseren Lehrbuchetat geplündert und diese idiotischen Kameras angeschafft, die angeblich in der Lage waren, die Gangart jedes Einzelnen zu unterscheiden. Ja, klar.

Ich kam in die Klasse zurück und setzte mich. Ms. Galvez lächelte mir freundlich zu. Dann packte ich das Hauptarbeitsgerät unserer Schule aus und ging in den Modus für unseren Klassenraum. Die sogenannten SchoolBooks waren die fieseste Spitzeltechnologie überhaupt. Sie zeichneten jede Eingabe auf, überwachten den gesamten Netzverkehr nach verdächtigen Stichwörtern, zähl-

ten alle Klicks und verfolgten jeden noch so flüchtigen Gedanken, den man übers Netz verbreitete. Wir hatten die Geräte in meinem ersten Jahr an der Schule bekommen, und es dauerte nur ein paar Monate, bevor der Lack ab war. Als die Leute erst mal geschnallt hatten, dass diese »kostenlosen« Laptops in Wirklichkeit für den Direx arbeiteten – und zudem mit Unmengen abtörnender Werbung verseucht waren –, kriegten sie plötzlich Gewicht und lasteten schwer.

Mein SchoolBook zu cracken war einfach gewesen. Einen Monat nachdem das Teil auftauchte, war der Crack online, und es gab gar kein Problem – einfach das DVD-Image runterladen, brennen und ab ins Laufwerk des SchoolBooks, dann hochfahren, während man gleichzeitig eine ganze Reihe von Tasten gedrückt hielt. Den Rest machte die DVD. Sie installierte einen Haufen versteckte Programme auf dem Laptop, solche, die auch dann unentdeckt blieben, wenn die Schulleitung ihre täglichen Kontrollchecks zentral über alle Geräte laufen ließ. Ab und zu musste ich zwar ein Update für die Software besorgen, um die neuesten Testprogramme der Schulleitung zu umgehen, aber das war ein kleiner Preis dafür, ein bisschen Kontrolle über die Kiste zu kriegen.

Ich startete IMParanoid, den geheimen Instant Messenger, den ich immer gebrauchte, wenn ich mitten im Unterricht was berechnen wollte, das nicht für jeden bestimmt war. Darryl hatte sich bereits eingeloggt.

> Das Spiel ist eröffnet! Bei Harajuku Fun Madness läuft irgendein großes Ding, Kumpel. Bist du dabei?

> Nein. Vergiss. Es. Wenn ich zum dritten Mal beim Unterrichtschwänzen erwischt werde, bin ich weg vom Fenster. Mann, das weißt du doch. Wir machen's nach der Schule.

> Du hast doch Mittagspause und danach Selbstbeschäftigung. Macht zwei Stunden. Genug Zeit, um dem Hinweis nachzugehen und rechtzeitig wieder zurück zu sein, bevor irgendjemand was merkt. Ich trommel das ganze Team zusammen.

Harajuku Fun Madness ist das beste Spiel aller Zeiten. Ich weiß, dass ich das schon mal gesagt hab, aber ist nicht verkehrt, es noch mal zu wiederholen. Es ist ein ARG, ein Alternate Reality Game, und es dreht sich dabei um Folgendes: Im Tempel von Harajuku, wo in den letzten zehn Jahren eigentlich jede bedeutendere Subkultur von coolen japanischen Teenagern erfunden wurde, hat eine Gruppe von Fashion-Kids einen geheimnisvollen heilenden Edelstein entdeckt. Sie werden von bösen Mönchen, von der Yakuza (also der japanischen Mafia), von Aliens, Steuerfahndern, Eltern und einer skrupellosen künstlichen Intelligenz gejagt. Und sie schicken den Spielern codierte Botschaften, die wir entschlüsseln und dann anwenden müssen, um neue Hinweise zu finden, die zu neuen codierten Botschaften und neuen Hinweisen führen.

Stell dir den schönsten Tag vor, den du je erlebt hast, während du durch deine Stadt geschlendert bist. Du guckst dir all die Leute an, die komischen Flugblätter, ein paar Spinner und geile Läden. Und jetzt füg noch eine Art Schnitzeljagd hinzu, eine, bei der du aber nach alten Filmen, Songs und Jugendkulturen aus allen Zeiten und sämtlichen Gegenden der Welt suchen musst. Und das Ganze ist ein Wettkampf, bei dem das Viererteam, das den Hauptpreis gewinnt, für zehn Tage nach Tokio reisen, auf der Harajuku-Brücke abhängen, auf der Elektronikmeile Akihabara herumstöbern und so viel Astro-Boy-Merchandise mitnehmen darf, wie du nur tragen kannst. Bloß dass Astro Boy in Japan Atom Boy heißt. Das ist Harajuku Fun Madness, und wenn du erst mal ein, zwei Rätsel gelöst hast, führt echt kein Weg mehr zurück.

> Nein, Mann, ganz einfach nein. NEIN. Frag erst gar nicht.

> Ich brauch dich, D. Du bist der Beste, den ich habe. Ich schwöre, ich bring uns da rein und raus, ohne dass jemand was merkt. Du weißt doch, dass ich das schaffe, oder?

> Ich weiß, dass du das schaffst.

> Dann bist du also dabei?

> Verdammt, nein.

> Ach komm schon, Darryl. Du wirst dir schon nicht auf dem Sterbebett wünschen, dass du mehr Zeit in der Schule gehockt hättest, um zu lernen.

> Ich werde mir aber auf dem Sterbebett auch nicht wünschen, dass ich mehr Zeit mit ARGs-Spielen verbracht hätte.

> Okay, aber meinst du nicht, du wirst dir auf dem Sterbebett wünschen, du hättest mehr Zeit mit Vanessa Pak verbracht?

Van war Teil meines Teams. Sie ging auf eine Privatschule für Mädchen in der East Bay, und ich wusste, sie würde sofort den Unterricht schwänzen und herkommen, um die Aufgabe mit mir durchzuziehen. Darryl stand echt seit Jahren auf sie – sogar schon zu der Zeit, als die Pubertät sie noch nicht mit jeder Menge üppiger Reize ausgestattet hatte. Darryl hatte sich in ihren Verstand verliebt. Echt traurig so was.

> Arschloch.

> Du kommst also?

Er sah mich an und schüttelte den Kopf. Dann nickte er. Ich zwinkerte ihm zu, und danach machte ich mich an die Arbeit, den Rest meines Teams anzuklicken.

Ich war nicht seit eh und je ARG-Fan. Ich habe ein dunkles Geheimnis: Ursprünglich war ich nämlich eher LARPer. LARPing bedeutet Live Action Role Playing, also live Actionrollen spielen, und was man darunter versteht, ist genau das, wonach es klingt: in Kostümen rumlaufen, mit verstellten Stimmen sprechen, so tun, als ob man ein Topspion, ein Vampir oder ein mittelalterlicher Ritter ist. Ist so ähnlich wie *Capture the Flag* in Monsterkluft, mit ein bisschen Theaterwerkstatt dabei. Und die besten Spiele waren die, die wir in Pfadfinderlagern außerhalb der Stadt in Sonoma oder unten auf der Halbinsel spielten. Diese dreitägigen Endlos geschichten konnten echt haarig sein: Märsche von morgens bis abends, unendliche Kämpfe mit Schwertern aus Schaumstoff und Bambus, oder Leute verhexen, indem man Schaumstoffbällchen warf und »Feuerball!« rief. Echt lustig, wenn auch vielleicht ein bisschen kindisch. Aber nicht halb so nerdig wie darüber reden, was dein Elf vorhat, und dabei an einem Tisch voller Cola-light-Dosen und bemalter Figuren hocken. Und viel mehr körperliche Action, als wenn du daheim bei einem Massive Multiplayer Game in ein Mauscoma fällst.

Zum Verhängnis wurden mir die Minispiele in den Hotels. Wann immer es in der Stadt eine Science-Fiction-Convention gab, überredete irgendein LARPer die Organisatoren, dass sie uns auf der Tagung ein paar Sechs-Stunden-Minispiele machen ließen, damit wir uns in die angemieteten Räumlichkeiten einklinken konnten. Dass so ein Haufen begeisterter Kids in Kostümen durch die

Gegend lief, gab dem Event ein bisschen Zusatzfarbe, und wir kriegten dadurch Kontakt zu Leuten, die noch ein bisschen mehr von der Norm abwichen als wir.

Das Problem bei den Hotels ist, dass sie auch jede Menge Nichtspieler beherbergen – und zwar nicht bloß SF-Leute. Sondern ganz normale. Aus Bundesstaaten, die vorn und hinten Vokale haben wie Iowa. Leute auf Urlaub.

Und manchmal missverstanden diese Leute das Wesen eines solchen Spiels. Lassen wir's dabei, okay?

Die Stunde endete in zehn Minuten, das ließ mir kaum Zeit, alles vorzubereiten. Der erste Tagungsordnungspunkt waren die nervigen Kameras zur Gangerkennung. Wie ich schon sagte, zuerst hatten sie Gesichtserkennungskameras gehabt, die aber rechtswidrig waren. Soweit ich weiß, hat bisher noch kein Gericht entschieden, ob die Gangerkennungskameras legaler sind, weshalb wir sie bis dahin einfach an der Arschbacke haben.

Wir Menschen sind echt gut darin, unterschiedliche Gangarten zu unterscheiden – wenn du das nächste Mal auf Campingtour bist, guck dir mal an, wie das Licht der Taschenlampe hin und her springt, mit der dein Kumpel von fern auf dich zuläuft. Durchaus möglich, dass du ihn allein an der Bewegung des Lichts erkennst; es ist nämlich die charakteristische Art, wie es auf und ab hüpfet, die unserem Affenhirn sagt: Das ist ein Mensch, der da kommt.

Die Gangerkennungssoftware erfasst Bilder deiner Bewegung, versucht dich in den Fotos als Silhouette zu isolieren und bemüht sich dann, diese Silhouette mit der Datenbank abzugleichen, um zu sehen, ob sie dich erkennen kann. Es ist also ein biometrisches Identifizierungssystem, so wie der Abgleich von Fingerabdrücken oder von Netzhautscans, aber es gibt viel mehr »Kollisionen« bei den beiden andern. Eine biometrische »Kollision« bedeutet,

dass die Vermessung mit mehr als einer Person übereinstimmt. Dein Fingerabdruck weist nur dich aus, aber deine Art zu gehen teilst du mit vielen andern Leuten.

Natürlich nicht genau. Dein ganz persönlicher, Zentimeter für Zentimeter vermessener Gang ist spezifisch für dich und nur für dich, klar. Das Problem ist aber, dass der zentimetergenaue Gang variiert, abhängig davon, wie müde du bist, wie der Boden beschaffen ist, ob du dir beim Basketball den Knöchel verstaucht hast oder ob du kürzlich die Schuhe gewechselt hast. Das heißt, das System erfasst dein Profil nur verschwommen und sucht nach Personen, die mehr oder weniger so laufen wie du.

Es laufen aber viele Menschen mehr oder weniger wie du. Und was noch entscheidender ist: Es ist kein Kunststück, *nicht* mehr oder weniger zu laufen wie du – zum Beispiel, wenn du einfach einen Schuh ausziehst. Natürlich läufst du in dem Fall immer wie du mit nur einem Schuh, also werden die Kameras unter Umständen rausfinden, dass du es trotzdem bist. Weshalb ich es vorziehe, den Angriffen auf die Gangerkennung stets ein bisschen Zufälligkeit beizumischen: Ich tue eine Handvoll Steinchen in beide Schuhe. Das ist billig und effektiv, keine zwei Schritte fallen mehr gleich aus. Außerdem bekommst du dabei eine umfassende Fußreflexzonenmassage. (War nur Spaß, Reflexzonenmassage ist wissenschaftlich ungefähr genauso sinnvoll wie Gangerkennung.)

Die Kameras schlugen jedes Mal Alarm, wenn jemand den Schulhof betrat, den sie nicht erkannten.

Das durfte natürlich nicht sein.

Der Alarm ging alle zehn Minuten los. Wenn der Postbote kam. Wenn irgendein Elternteil reinschaute. Wenn die Bauarbeiter kamen, um den Basketballplatz in Ordnung zu bringen. Wenn ein Schüler mit neuen Schuhen aufkreuzte.

Deshalb versucht das System inzwischen nur noch nachzuver-

folgen, wer wann wo ist. Wenn jemand während der Unterrichtszeit das Schultor verlässt, wird das Gangmuster gecheckt, um zu sehen, ob es irgendwie halbwegs zu einem der Schüler passt, und wenn ja, *wuuup, wuuup, wuuup*, geht der Alarm los!

Die Chavez High ist ringsum von Kieswegen umgeben. Ich hab vorsichtshalber immer ein paar Hände voll Steinchen in meiner Schultertasche, nur für den Fall. Stillschweigend reichte ich Darryl zehn oder fünfzehn spitze kleine Fieslinge rüber, und wir beluden beide unsere Schuhe.

Die Stunde war fast zu Ende – und mir fiel ein, dass ich noch immer nicht die Website von Harajuku Fun Madness gecheckt hatte, um nachzuschauen, wo der nächste Hinweis war! Ich hatte mich ein bisschen zu sehr auf unsere Flucht konzentriert und mich überhaupt nicht darum gekümmert, *wohin* wir eigentlich flohen.

Ich ging in mein SchoolBook und tippte auf der Tastatur rum. Der Browser, den wir verwendeten, war mit dem Rechner mitgeliefert worden. Es war eine gesperrte Spyware-Version des Internet Explorers, Microsofts Crashware-Dreck, den niemand unter vierzig freiwillig nutzen würde.

Ich hatte eine Firefox-Kopie auf dem USB-Stick, der in meine Armbanduhr eingebaut war, aber das reichte nicht – SchoolBook lief mit Windows Vista4Schools, einem Uraltsystem, das dafür geschaffen war, Schulleitern die Illusion zu geben, sie würden die Programme kontrollieren, die ihre Schüler verwenden durften.

Aber Vista4Schools ist selbst sein schlimmster Feind. Es gibt jede Menge Programme, von denen es nicht will, dass du sie ausschalten kannst – Keylogger, Zensurprogramme –, und diese Programme laufen in einer speziellen Betriebsart, die sie für das System unsichtbar macht. Du kannst sie nicht ausschalten, weil du sie im System gar nicht siehst.

Jedes Programm, dessen Bezeichnung mit `$$SYS$` beginnt, ist für das Betriebssystem unsichtbar. Es taucht weder in einem Festplatten-Verzeichnis noch im Process Monitor auf. Deshalb hatte ich meine Firefox-Kopie `$$SYS$Firefox` genannt – und als ich sie startete, wurde sie für Windows unsichtbar – und damit auch unsichtbar für alle Schnüffelprogramme des Systems.

Jetzt, wo der Indie-Browser lief, brauchte ich nur noch eine Indie-Netzwerkverbindung. Das Schulnetz zeichnete jeden Klick ins System oder aus ihm heraus auf, was scheiße war, wenn du auf die Seite von Harajuku Fun Madness gehen wolltest, um dir außerhalb der Schulmauern ein bisschen Spaß zu gönnen.

Die Antwort liegt in einem genialen Teil namens TOR – was die Abkürzung für The Onion Router ist. Ein Onion- oder Zwiebel-Router ist ein Server, der Anfragen nach irgendwelchen Webseiten entgegennimmt und sie so lange an andere Zwiebel-Router weiterleitet, bis einer entscheidet, die Site anzusprechen und ihren Inhalt durch die Zwiebelschichten zurückzureichen, bis sie wieder bei dir landet. Der Verkehr zu und zwischen den Zwiebel- Routern läuft verschlüsselt, was bedeutet, dass die Schule nicht sehen kann, wonach du suchst, und die Zwiebelschichten wissen nicht, für wen sie arbeiten. Es gibt Millionen Netzwerkknoten – das Programm wurde von der Forschungsabteilung der US-Marine entwickelt, um es ihren Leuten zu ermöglichen, in Ländern wie Syrien oder China die Zensurprogramme zu umgehen, was es für den Rahmen einer durchschnittlichen amerikanischen Highschool perfekt macht.

TOR funktioniert, weil die Schule nur eine begrenzte Liste von anstößigen Adressen hat, auf die wir nicht gehen dürfen. Und die Adressen der Netzwerkknoten wechseln ständig – keine Chance für die Schule, da nachzukommen. Firefox und TOR zusammen machten mich zu dem unsichtbaren Mann, der immun gegen die

Schnüffelattacken der Schulbehörde war und deshalb nach Belieben die Seite von Harajuku FM anklicken konnte, um zu sehen, was dort los war.

Und da war er, der neue Hinweis. Wie alle Hinweise von Harajuku Fun Madness hatte er eine physische, eine Online- und eine geistige Komponente. Die Onlinekomponente war ein Rätsel, das du lösen musstest, eines, bei dem es einen Haufen verworrene Fragen zu beantworten gab. Darunter waren auch jede Menge Fragen zu bestimmten Geschichten in Dōjinshis – das sind Comicbücher, die von Manga-Fans gezeichnet werden. Sie können so umfangreich sein wie die ursprünglichen Comics, die die Leute inspiriert haben, aber sie sind viel verschrobener, mit verworrenen Handlungsfäden und manchmal echt bescheuerten Songs und total abwegiger Action. Jede Menge Lovestorys natürlich auch. Gibt totale Begeisterung bei den Fans, wenn sich der Comicheld verliebt.

Die Rätsel würde ich später lösen müssen, wenn ich zu Hause war. Klar wären sie am einfachsten mit dem ganzen Team zu knacken gewesen, indem wir Unmengen von Dōjinshi-Filmen runterladen und auf Antworten checkten.

Ich war gerade fertig, sämtliche Hinweise zusammenzutragen, als es zum Ende der Stunde läutete, und wir machten uns auf die Flucht. Ich schüttete mir heimlich die Steinchen in den Schaft meiner kurzen Stiefel – knöchelhohe australische Blundstones, die sich gut zum Rennen und Klettern eignen. Außerdem ist die schnürsenkellose Form zum bloßen Rein- und Rausschlüpfen perfekt bei den ganzen Metalldetektoren, die es inzwischen überall gibt.

Natürlich mussten wir auch die physische Überwachung umgehen, aber das wird immer einfacher, je mehr aktuelle Schnüffeltechnik sie übereinanderlegen – die ganzen Pfeifen und Glocken lullen unsere geliebte Lehrerschaft doch bloß in einen völlig ab-

surden Sicherheitsglauben. Wir ließen uns mit den anderen Schülern durch die Flure treiben und gingen in Richtung meines Lieblingsseitenausgangs. Als wir es schon halb geschafft hatten, zischte Darryl plötzlich: »Scheiße! Ich hab total vergessen, dass ich ja noch das Buch aus der Bibliothek in der Tasche habe.«

»Du willst mich verarschen«, sagte ich und zerrte ihn in die nächste Toilette, an der wir vorbeikamen. Bücher aus der Bibliothek sind ganz schlecht. In jedem Buch ist hinten in die Bindung ein RFID-Chip – ein Peilsender zur Identifizierung per Funk – eingeklebt, der es den Bibliothekarinnen erlaubt, den Titel auszutragen, indem sie ihn über ein Lesegerät halten. Außerdem kann auf diese Weise jedes Regal sofort melden, wenn irgendein Buch am falschen Platz steht.

Aber der Chip gibt der Schule auch die Möglichkeit, ständig zu überwachen, wo du dich gerade rumtreibst. Das war noch so ein legales Schlupfloch: Kein Gericht würde der Schule erlauben, dass sie uns mit RFID-Chips überwacht, aber natürlich durfte die Schule *Bibliotheksbände* überwachen und die Aufzeichnungen auswerten, um festzustellen, wer wahrscheinlich gerade welches Buch dabei hatte.

Ich hatte einen kleinen Faraday-Beutel bei mir – das sind mit einem Gewebe aus Kupferdraht gefütterte Umschläge, die Funkwellen wirksam abblocken und RFID-Chips zum Schweigen bringen. Die Beutel waren eigentlich dafür gedacht, Ausweise und Mautstellen-Transponder zu neutralisieren. Und nicht für Bücher wie ...

»*Einführung in die Physik?*«, stöhnte ich. Das Buch war so dick wie ein Lexikon.

2

Ich überlege, als Hauptfach Physik zu nehmen, wenn ich nach Berkeley gehe«, sagte Darryl. Sein Vater lehrte an der University of California in Berkeley, was bedeutete, dass Darryl dort keine Studiengebühren bezahlen musste. Es hatte allerdings auch nie zur Debatte gestanden, ob er studieren würde oder nicht.

»Schön, aber kannst du den Kram nicht auch online lernen?«

»Mein Dad war der Meinung, ich soll mir das Buch holen. Außerdem hatte ich ja nicht vor, heute irgendwelche Verbrechen zu begehen.«

»Schule schwänzen ist kein Verbrechen, sondern höchstens ein Vergehen. Das sind zwei völlig unterschiedliche Paar Schuhe.«

»Was machen wir jetzt, Marcus?«

»Tja, verstecken geht nicht, also werd ich's erhitzen.« RFID's killen ist echt keine große Kunst. Kein Händler möchte, dass sich in seinem Laden zwielichtige Kunden rumtreiben und mal eben ein bisschen hirnamputierte Ware zurücklassen, also Sachen, denen der unsichtbare Strichcode fehlt. Deshalb haben es die Hersteller abgelehnt, ein »Kill-Signal« einzubauen, das man anfunken kann, um den RFID-Chip auszuschalten. Mit der richtigen Box kann man RFID's natürlich neu programmieren, doch ich hasse es, so was bei Büchern aus der Bibliothek zu machen. Ist zwar nicht ganz so wie Seiten aus einem Buch reißen, aber schäbig ist es trotzdem, weil ein Buch mit verändertem RFID nicht einsortiert und nicht wiedergefunden werden kann. Es wird zur Nadel im Heuhaufen.

Also blieb mir nur eine Chance: das Ding erhitzen. Im wahrsten Sinne des Wortes. Dreißig Sekunden in der Mikrowelle reichen, dann ist praktisch jeder RFID-Chip, der auf dem Markt ist, hinüber.

Und weil der RFID überhaupt nicht mehr reagieren würde, wenn D versuchte, das Buch in der Bibliothek abzugeben, gäb es ganz einfach einen neuen Chip. Sie würden auch die Kataloginfo draufspielen, und das Buch landete fein säuberlich wieder in seinem Regal.

Was wir nur brauchten, war eine Mikrowelle.

»Warte noch zwei Minuten, dann ist das Lehrerzimmer frei«, sagte ich.

Darryl schnappte sich das Buch und ging auf die Tür zu. »Vergiss es. Niemals. Ich geh wieder in den Unterricht.«

Ich packte ihn am Ellenbogen und riss ihn zurück. »Komm schon, D, ist doch nichts dabei. Kein Problem.«

»Lehrerzimmer? Ich glaub, du hast mir nicht richtig zugehört, Marcus. Wenn ich noch *ein Mal* erwischt werde, *flieg* ich. Hast du kapiert? Ich *fliege*.«

»Dich schnappt niemand«, hielt ich dagegen. Der einzige Ort, wo nach der Pause kein Lehrer sein würde, war das Lehrerzimmer. »Wir gehen von hinten rein.« Der Aufenthaltsraum für das Lehrpersonal hatte an einer Seite eine kleine Kochnische mit einem Extraeingang für Lehrer, die sich nur schnell eine Tasse Kaffee holen wollten. Die Mikrowelle – die immer nach Popcorn und übergelaufener Suppe stank – befand sich genau dort, oben auf dem Minikühlschrank.

Darryl stöhnte. Ich dachte schnell nach. »Pass auf, es hat schon geklingelt. Wenn du jetzt in den Lesesaal gehst, um deine Freistunde abzusitzen, kriegst du einen Rüffel fürs Zuspätkommen. Ist echt besser, wenn du da gar nicht mehr auftauchst. Ich schaff es, uns in jedem Raum auf dem ganzen Schulgelände unbemerkt ein- und wieder auszutragen, D. Du hast doch gesehen, dass ich das kann. Bei mir bist du sicher, Mann.«

Er stöhnte wieder. Das war einer von Darryls Tells: Wenn er erst

mal anfängt zu stöhnen, dauert es nicht mehr lange, und er sagt Ja.

»Auf geht's«, sagte ich, und wir machten uns auf den Weg.

Alles lief perfekt. Wir mieden die Klassenräume, nahmen die Hintertreppe ins Untergeschoss und gingen die vordere Treppe wieder hoch, die direkt vor dem Lehrerzimmer rauskommt. Von innen war kein Laut zu hören. Leise drückte ich die Klinke und zog Darryl rein, bevor ich die Tür lautlos schloss.

Das Buch passte ganz knapp in die Mikrowelle rein, die noch versiffter aussah als bei meinem letzten Abstecher, um das Teil zu benutzen. Ich packte das Buch sorgsam in Papiertücher, bevor ich es reinlegte. »Mannomann, Lehrer sind doch echt *Schweine*«, zischelte ich. Darryl stand angespannt und mit bleichem Gesicht da und sagte nichts.

Der RFID-Chip starb in einem Funkenregen, was echt nett aussah (wenn auch nicht annähernd vergleichbar mit dem Effekt, den du beim Erhitzen einer gefrorenen Weintraube hast, was man wirklich gesehen haben muss, sonst glaubt man es einfach nicht).

Und nun in vollkommener Anonymität aus dem Schulgelände raus, und ab ging die Post.

Darryl öffnete die Tür und schob sich hinaus, ich hinterher. Eine Sekunde später stand er mir auf den Zehen und rammte seine Ellenbogen in meine Brust, weil er versuchte, in die schrankgroße Küche zurückzurudern, die wir soeben verlassen hatten.

»Zurück«, flüsterte er drängend. »Schnell – da ist Charles!«

Charles Walker und ich können uns nicht leiden. Wir sind im selben Jahrgang, und wir kennen uns genauso lang, wie ich Darryl kenne, aber mehr Übereinstimmungen gibt es nicht. Charles war schon immer kräftig für sein Alter, und jetzt, wo er Football spielt und Pillen schluckt, ist er noch kräftiger. Er hat Probleme, seine Wutausbrüche in den Griff zu kriegen – hab in der dritten Klasse

mal seinetwegen einen Milchzahn verloren –, und das Ganze bringt ihm nur deshalb keinen Ärger ein, weil er der aktivste Spitzel der ganzen Schule ist.

Ist echt eine Scheißkombination, ein Schläger, der auch noch Leute bespitzelt und glücklich ist, wenn er den Lehrern irgendeinen Furz auftischen kann, den er entdeckt hat. Benson *liebte* Charles. Und Charles fand sich superschlau und behauptete einfach, dass er ein nicht näher definiertes Blasenproblem habe, was ihm die passende Entschuldigung gab, durch die Flure der Chavez zu schleichen und nach Leuten zu spähen, um sie zu verpfeifen.

Beim letzten Mal, als mich Charles erwischt hatte, war das das Ende meiner LARP-Aktivitäten gewesen. Ich hatte echt keinen Bock, mich noch mal von ihm schnappen zu lassen.

»Was macht er?«

»Er kommt auf uns zu, das macht er«, sagte Darryl. Er zitterte.

»Okay«, sagte ich. »Dann wird es Zeit, die Notfallmaßnahmen einzuleiten.« Ich zog mein Handy raus. Derlei hatte ich immer aus weiser Voraussicht im Plan. Charles würde mich nie mehr erwischen. Ich mailte den Server bei mir zu Hause an. Ruck, zuck kam er in Fahrt.

Ein paar Sekunden später tobte Charles' Handy eindrucksvoll los. Ich hatte Zehntausende simultane Zufallsanrufe und SMS losgeschickt, die sämtliche Pieps- und Klingeltöne auslösten, zu denen sein Gerät fähig war. Das Teil hörte überhaupt nicht mehr auf. Der Angriff war über ein Botnetz gelaufen; weshalb ich ein bisschen ein schlechtes Gewissen hatte, aber zumindest war es im Dienste einer guten Sache geschehen.

Botnetze sind so was, wo infizierte Computer ihr Leben danach verbringen. Wenn du einen Wurm oder Virus hast, schickt dein PC eine Meldung an einen Chat-Kanal im IRC – dem Internet Relay Chat. Diese Meldung erklärt dem Botmaster – dem Typen,

der den Wurm verschickt hat –, dass der betroffene Computer bereit ist, seine Befehle entgegenzunehmen. Botnetze sind extrem mächtig, da sie Tausende, wenn nicht Hunderttausende Computer umfassen können, die im ganzen Internet verteilt über tolle High-Speed-Breitbandkabel miteinander verbunden sind und auf schnellen Heim-PCs laufen. Die PCs funktionieren normalerweise nur auf Befehl ihres Besitzers, aber wenn sie ein Botmaster ruft, erheben sie sich wie Zombies, um seinem Willen zu folgen.

Es gibt so viele infizierte PCs im Internet, dass der Preis, sich für eine Stunde oder zwei in ein Botnetz einzubuchen, total zusammengebrochen ist. In der Hauptsache dienen die Kisten Spammern als billige, weitverteilte Spambots, die deine Mailbox mit Werbung für Potenzpillen oder neue Viren füllen, mit denen dann *dein* PC infiziert und fürs Botnetz rekrutiert wird.

Ich hatte nur zehn Sekunden in dreitausend PCs gebucht und jeden eine SMS oder einen Voice-over-IP-Anruf absetzen lassen, die alle auf Charles' Handy landeten. Seine Nummer hatte ich zufällig bei einem dieser schicksalhaften Auftritte in Bensons Büro auf einem Post-it-Zettel gesehen, der am Schreibtisch klebte.

Nicht nötig zu erwähnen, dass Charles' Handy keine Chance hatte, mit so einer Datenflut fertigzuwerden. Es war dafür einfach nicht ausgerüstet. Erst füllten die SMS den Speicher, was zur Folge hatte, dass das Handy bei allen Routinefunktionen anfang zu stottern, also zum Beispiel dabei, das Klingeln zu koordinieren oder all diese eingehenden falschen Rückrufnummern aufzuzeichnen (wusstest du, dass es *echt einfach* ist, die Rückrufnummern einer Anruferkennung zu fälschen? Es gibt ungefähr fünfzig Möglichkeiten – google einfach mal »Handy-Spoofing« oder »Anrufer-ID fälschen«).

Charles starrte sein Handy entgeistert an und hämmerte wütend drauf ein. Seine wulstigen Augenbrauen knautschten sich

zusammen und zuckten, während er mit den Dämonen kämpfte, die sich über sein liebstes Teil hergemacht hatten. So weit funktionierte ja der Plan, aber Charles tat einfach nicht, was er als Nächstes hätte tun sollen – eigentlich sollte er verschwinden und sich irgendwo hinsetzen, um rauszufinden, wie er das Handy wieder in den Griff bekam.

Darryl rüttelte mich an der Schulter, und ich zog meinen Blick von dem Spalt in der Tür zurück.

»Was macht er?«, flüsterte Darryl.

»Ich hab sein Handy geschrottet, aber er starrt es nur an, anstatt sich zu bewegen.« Es würde nicht einfach sein, das Teil zu rebooten. Wenn der Speicher erst mal komplett voll war, würde es echt knifflig, den Code zu laden, den es brauchte, um die gefälschten Nachrichten zu löschen – und er hatte keine Funktion auf seinem Gerät, mit der er alle auf einmal killen konnte, also würde er die Tausenden von Nachrichten einzeln löschen müssen.

Darryl stieß mich weg und linste selbst durch den Türspalt. Eine Sekunde später zitterten seine Schultern. Ich bekam Schiss, weil ich dachte, er kriegt die Panik, doch als er zurückwich, sah ich, dass er lachte. Er lachte so sehr, dass ihm Tränen die Wangen runterliefen.

»Die Galvez hat ihn total angepisst, weil er während des Unterrichts auf dem Gang ist *und* dazu noch sein Handy benutzt – du hättest mal sehen sollen, wie die über ihn hergefallen ist. Hat ihr echt Spaß gemacht.«

Wir schüttelten uns feierlich die Hand und stahlen uns vom Flur, dann die Treppe runter, hinten durch und zur Tür raus, am Zaun entlang und rein in den herrlichen Nachmittagssonnenschein, unserem Auftrag entgegen. Die Valencia Street war noch nie so schön gewesen. Ich schaute auf die Uhr und kreischte.

»Beeilung! Wir treffen die andern in zwanzig Minuten am Taxi-stand.«

Van entdeckte uns als Erste. Sie fügte sich gut in eine Gruppe koreanischer Touristen, was eine ihrer Lieblingstarnungen ist, wenn sie die Schule schwänzt. Seit dieser Schulschwänzer-Mo-blog im Netz ist, gibt es in der Welt lauter neugierige Ladenbesitzer und heuchlerische Schnüffler, die es sich zur Aufgabe machen, uns zu fotografieren und die Bildchen ins Internet zu stellen, wo sie von der Schulleitung durchgeschaut werden können.

Sie trat aus der Gruppe und sprang auf uns zu. Darryl ist seit ewigen Zeiten hinter Van her, und sie ist so nett und verhält sich, als ob sie es nicht wüsste. Sie umarmte mich, dann ging sie weiter zu Darryl und gab ihm einen kurzen freundschaftlichen Kuss auf die Wange, dass er rot wurde bis über die Ohren.

Die beiden gaben echt ein lustiges Paar ab: Darryl ist ein bisschen von der schwereren Sorte, obwohl es ihm steht, und er hat eine mehr oder weniger rosa Gesichtsfarbe, wobei die Wangen rot anlaufen, sobald er rennt oder aufgeregt ist. Er hätte sich schon mit vierzehn einen Bart wachsen lassen können, doch zum Glück hat er nach einer kurzen Phase, die bei uns als »die Lincoln-Jahre« läuft, angefangen sich zu rasieren. Außerdem ist Darryl groß. Sehr, sehr groß. Groß wie ein Basketballspieler.

Währenddessen Van einen halben Kopf kleiner als ich und sehr dünn ist. Sie hat schwarzes Haar, das sie in irren, sehr komplizierten Zöpfen trägt, für die sie die Vorbilder im Internet findet. Ihre Haut ist ziemlich kupfern, die Augenfarbe dunkel. Und sie liebt Ringe mit großen Glassteinen – so groß wie Radieschen –, die beim Tanzen klickern und klackern.

»Wo ist Jolu?«, fragte sie.

»Wie geht's dir, Van?«, fragte Darryl mit unterdrückter Stimme. Er war immer einen Schritt in der Unterhaltung hinterher, wenn Van dabei war.

»Gut. Und wie geht's deinen Kleinteilen?« O Mann, sie war echt fies. Darryl fiel fast in Ohnmacht.

Jolu rettete ihn vor der Blamage, indem er genau in diesem Moment in übergroßer Baseball-Lederjacke, scharfen Sportschuhen und einer Netzkappe mit dem Logo unseres mexikanischen Lieblings-Wrestlers, des maskierten El Santo junior, auftauchte. Jolu heißt eigentlich José-Luis Torrez und ist bei uns der Vierte im Bunde. Er ging auf eine superstrenge katholische Schule in Outer Richmond, wo es für ihn echt schwer war abzuhausen. Aber irgendwie schaffte er es trotzdem immer: Niemand entschwand so geschickt wie unser Jolu. Er liebte seine Jacke, weil sie weit herabhing – was in Teilen der Stadt ziemlich stylish war – und den ganzen katholischen Schulscheiß verdeckte, die ihn aber den neugierigen Scheißaffen mit ihrem im Handy als Favoriten gespeicherten Schulschwänzer-Moblog wie auf dem Präsentierteller servierte.

»Wer geht mit?«, fragte ich, nachdem wir uns alle begrüßt hatten. Ich zog mein Handy raus und zeigte ihnen die Karte, die ich in der BART runtergeladen hatte. »Soviel ich rausfinden konnte, gehen wir wieder zum Nikko rauf, dann eine Querstraße weiter bis O'Farrell und da links hoch Richtung Van Ness. Irgendwo dort sollten wir dann das Funksignal kriegen.«

Van zog ein Gesicht. »Ziemliche Scheißecke im Tenderloin.« Dem konnte ich nicht widersprechen. Der Teil von San Francisco ist echt einer der übelsten – man geht durch den Haupteingang vom Hilton, und alles ist total touristisch, wie zum Beispiel der Cable-Car-Wendeplatz und die vielen Familienrestaurants. Wenn du durchgehst, kommst du auf der andern Seite ins 'Loin, den Treffpunkt aller abgewrackten Transen-Huren, Hardcore-Zuhälter, Drogendealer und durchgeknallten Penner der Stadt. Für das, womit die da Geschäfte machten, war keiner von uns alt genug

(obwohl im 'Loin genügend Nutzen in unserem Alter ihrem Geschäft nachgingen).

»Sieh's mal von der positiven Seite«, sagte ich. »Die einzige Zeit, zu der du da durchgehen würdest, ist tagsüber. Keiner der andern Spieler wird also vor morgen auch nur in die Nähe kommen. So was gilt doch bei uns im ARG-Geschäft einfach als *Monstervorsprung*.«

Jolu grinste mich an. »Bei dir klingt das richtig geil«, antwortete er.

»Besser als roher Seeigel«, sagte ich.

»Reden wir bloß, oder wollen wir gewinnen?«, mischte sich Van ein. Nach mir war sie echt die besessenste Spielerin der Gruppe. Die nahm das Siegen total ernst.

Und los ging's, vier gute Freunde auf dem Weg, einen Hinweis zu entschlüsseln, ein Spiel zu gewinnen – und dabei alles zu verlieren, was uns wichtig war.

Die physische Komponente des heutigen Hinweises bestand aus ein paar GPS-Koordinaten – es gab diese Koordinaten für alle größeren Städte, in denen Harajuku Fun Madness gespielt wurde –, wo wir das Signal eines WLAN-Zugangs finden könnten. Das Signal wurde absichtlich von einem andern WLAN-Zugang ganz in der Nähe gestört, der so versteckt war, dass er sich mit herkömmlichen WLAN-Findern – kleinen Schlüsselanhängern, die dir anzeigen, ob du in Reichweite eines Funknetzes bist, das du umsonst nutzen könntest – nicht aufspüren ließ.

Wir mussten also die Position des »versteckten« WLAN-Zugangs rausfinden, indem wir die Stärke des »sichtbaren« maßen und den Punkt fanden, wo das Funknetz seltsamerweise am schwächsten war. Dort würden wir den nächsten Hinweis finden – beim letzten Mal war er ausgerechnet in der Tageskarte des Anzu versteckt gewesen, dem protzigen Sushi-Restaurant vom Nikko-Hotel in Tenderloin. Das Nikko gehört der Japan Airlines, einem der

Harajuku-Fun-Madness-Sponsoren, und das Personal hatte einen Riesenbohei gemacht, als wir den Hinweis schließlich entdeckten. Sie hatten uns Miso-*suppe* serviert und Uni probieren lassen, was Sushi vom Seeigel ist, mit der Konsistenz von zerlaufendem Käse und dem Geruch von sehr dünnflüssigem Hundekot. Aber es schmeckte *echt* gut. Jedenfalls behauptete das Darryl. Ich war nicht bereit, das Zeug auch nur anzurühren.

Wir orteten das Funknetz mit dem WLAN-Finder meines Handys ungefähr drei Querstraßen hinter der O'Farrell, ganz in der Nähe der Hyde Street vor einem ziemlich runtergekommenen »Asiatischen Massagesalon« mit rot blinkendem »Geschlossen«-Zeichen im Fenster. Die Kennung des Netzes lautete HarajukuFM, daher wussten wir, dass wir den richtigen Spot gefunden hatten.

»Wenn es da drin ist, geh ich nicht mit«, sagte Darryl.

»Habt ihr alle eure WLAN-Finder?«

Darryl und Van hatten Handys mit eingebautem Finder, während Jolu, der es uncool fand, ein Handy rumzuschleppen, das größer als sein kleiner Finger war, einen Finder in Form eines Schlüsselanhängers bei sich trug.

»Okay, dann lasst uns ausschwärmen und sehen, was wir finden. Ihr sucht nach einem abrupten Signalabfall, der immer schlimmer wird, je weiter ihr euch drauf zubewegt.«

Ich trat einen Schritt zurück und stand plötzlich jemandem auf dem Fuß. Eine weibliche Stimme sagte »Uff«, und ich schoss herum, aus Angst, dass mich irgendeine heroinsüchtige Nutte abstechen könnte, weil ich ihr die Absätze ruiniert hatte.

Stattdessen schaute ich einem Mädchen so alt wie ich ins Gesicht. Sie hatte grellrosa Haare, ein kantiges Gesicht wie ein Nagetier und eine riesige Sonnenbrille auf der Nase, die schwer nach Pilotenbrille aussah. Unter dem schwarzen Omakleid trug sie eine gestreifte Strumpfhose, und am Kleid selbst waren Unmen-

gen kleiner japanischer Buttons festgesteckt – mit Anime-Figuren drauf, Führern der alten Welt oder ausländischen Limo-Logos.

Sie hielt eine Kamera hoch und schoss ein Bild von mir und meiner Truppe.

»Cheese«, sagte sie. »Versteckte Spitzelkamera.«

»Niemals«, antwortete ich. »Du würdest doch nie ...«

»Und ob«, sagte sie. »In dreißig Sekunden schick ich das Foto an den Schulschwänzer-Blog, falls ihr vier bis dahin nicht weg seid und den Hinweis mir und meinen Freundinnen überlasst. Ihr könnt ja in einer Stunde wiederkommen, dann gehört hier alles euch. Ich finde, das ist mehr als fair.«

Ich schaute an ihr vorbei und sah drei weitere Mädchen in ähnlichem Aufzug – eine mit blauen, eine mit grünen und eine mit lila Haaren. »Wer seid ihr, das Eis-am-Stiel-Team?«

»Wir sind das Team, das euch bei Harajuku Fun Madness in den Arsch treten wird«, antwortete sie. »Und ich bin die, die *genau in dieser Sekunde* euer Foto lädt und euch in *so große Schwierigkeiten* bringen wird...«

Auf einmal spürte ich, wie sich Van in meinem Rücken vorwärtsbewegte. Die reine Mädchenschule, auf die sie ging, war berüchtigt für ihre Prügelattacken, und ich vermutete, dass sie drauf und dran war, der Puppe den Schädel einzuschlagen.

Doch dann veränderte sich die Welt plötzlich für immer.

Zuerst spürten wir es nur, dieses unangenehme Schwanken des Zements unter den Füßen, bei dem jeder Kalifornier sofort weiß: *Erdbeben*. Mein erster Impuls war wie immer: abhauen. »Haste Schiss und bist allein, lauf im Kreis mit lauten Schrei'n.« Aber Tatsache war, wir befanden uns bereits am sichersten Ort, den es gab, weder in einem Gebäude, das über uns einstürzen konnte, noch außerhalb irgendwo mitten auf der Straße, wo uns herumfliegende Dachteile den Schädel einschlagen konnten.

Erdbeben sind normalerweise unheimlich leise – am Anfang jedenfalls –, aber dieses war alles andere als leise. Es war laut, ein einziges unfassbares Brüllen, lauter als alles, was ich je gehört hatte. Der Lärm war so bestialisch, dass ich auf die Knie ging – und ich war nicht der Einzige. Darryl schüttelte meinen Arm und zeigte über die Gebäude, und dann sahen wir sie: eine riesige schwarze Wolke, die von Nordwesten aufkam, aus Richtung der Bay.

Wieder ein Grollen, und die Rauchwolke dehnte sich aus – zu dieser immer ausladender werdenden Form, die wir alle aus den Filmbildern kannten, mit denen wir aufgewachsen sind. Irgendjemand hatte was in die Luft gesprengt, und zwar im ganz großen Stil.

Es grollte und zitterte weiter. Köpfe erschienen in den Fenstern entlang der Straße. Schweigend starrten wir alle auf die pilzförmige Wolke.

Dann gingen die Sirenen los.

Klar hatte ich solche Sirenentöne schon gehört – dienstags um zwölf gibt es ja immer Probealarm für den Zivilschutz. Aber außerplanmäßig kannte ich sie nur aus alten Kriegsfilmen und Videospielen, in denen einer von oben Bomben auf jemand andern wirft. Fliegeralarmsirenen. Das *Wuuuhuuuhuuuhuu* machte alles unwirklicher.

»SUCHEN SIE UMGEHEND SCHUTZRÄUME AUF.« Es war wie die Stimme Gottes, die von allen Seiten gleichzeitig kam. Auf einigen Strommasten gab es Lautsprecher, das war mir bisher nie aufgefallen, und alle waren offenbar sofort eingeschaltet worden.

»SUCHEN SIE UMGEHEND SCHUTZRÄUME AUF.« Schutzräume? Wir schauten uns verwirrt an. Was denn für Schutzräume? Die Wolke stieg immer höher, breitete sich aus. War das ein Atompilz? Waren das unsere letzten Atemzüge?

Das Mädchen mit den rosa Haaren schnappte sich ihre Freun-

dinnen, und sie rannten wie blöde den Hang hinunter, zurück zur BART-Station unten am Ende des Hügels.

»SUCHEN SIE UMGEHEND SCHUTZRÄUME AUF.« Man hörte jetzt Schreie und jede Menge Herumgerenne. Touristen – sie erkennt man immer sofort, das sind die, die glauben: Kalifornien = warm, und ihre Ferien schnatternd in Shorts und T-Shirts zubringen – liefen in alle Richtungen.

»Lass uns abhauen!«, schrie mir Darryl ins Ohr und war trotzdem kaum zu verstehen durch das Heulen der Sirenen, zu denen sich inzwischen auch noch die normalen Polizeisirenen gesellt hatten. Ein Dutzend Streifenwagen der SFPD dröhnten an uns vorüber.

»SUCHEN SIE UMGEHEND SCHUTZRÄUME AUF.«

»Los, runter zur BART-Station«, brüllte ich. Meine Freunde nickten. Wir schlossen die Reihen und liefen, so schnell wir konnten, den Hügel hinab.

3

Auf der Straße Richtung BART-Station Powell Street liefen wir an großen Menschenmengen vorbei. Sie hetzten und rannten, mit bleichen Gesichtern, schweigend oder schreiend, in schierer Panik. Obdachlose kauerten in Eingängen und beobachteten das Ganze, während eine große schwarze Transen-Hure zwei bärtige junge Männer wegen irgendwas anbrüllte.

Je mehr wir uns der BART näherten, desto schlimmer wurde das Gedränge und Geschiebe. Als wir die Treppe zur Haltestelle erreichten, führten sich die Leute auf wie der übelste Mob, ein einziges Hauen und Stechen von Menschen, die alle versuchten, sich einen Weg die schmale Treppe hinunter zu bahnen. Ich wurde mit dem Gesicht gegen einen Rücken gestoßen, und ein anderer Mensch wurde gegen meinen gedrückt.

Darryl war immer noch neben mir – er war kräftig genug, dass man ihn so leicht nicht wegschubsen konnte. Jolu war gleich hinter ihm und klammerte sich mehr oder weniger an seine Taille. Vanessa entdeckte ich ein paar Meter entfernt, eingepfercht zwischen anderen Leuten.

»Verpiss dich!«, hörte ich Van hinter mir schreien. »Du perverres Schwein! Pfoten weg!«

Ich drehte mich um, stemmte mich gegen die Menge und sah, wie Van voller Verachtung einen grinsenden alten Sack in schickem Anzug anblickte. Sie fummelte in ihrer Tasche, und ich wusste, wonach sie suchte.

»Kein Tränengas!«, rief ich über den Lärm hinweg. »Sonst erwischst du auch alle andern.«

Bei dem Wort Tränengas schaute der Kerl plötzlich entsetzt und

versuchte irgendwie nach hinten zu entweichen, aber die Menge schob ihn weiter. Ein Stück vor mir sah ich, wie jemand – eine Frau mittleren Alters in einem Hippiekleid – stolperte und hinfiel. Sie schrie, als sie stürzte, und ich sah, wie sie um sich schlug, um wieder hochzukommen, aber es gelang ihr nicht, der Druck der Menge war zu groß. Als ich herankam, beugte ich mich nach unten, um ihr zu helfen, und wurde fast über sie geworfen. Am Ende trat ich ihr auch noch in den Magen, als mich die Masse an ihr vorbeistieß, aber ich glaube, das spürte sie schon gar nicht mehr.

Ich war so in Panik wie noch nie in meinem Leben. Von überallher kamen jetzt Schreie, Menschen lagen am Boden, und der Druck von hinten war gnadenlos, als ob ein Bulldozer schöbe. Ich war nur noch damit beschäftigt, auf den Füßen zu bleiben.

Wir befanden uns jetzt in der offenen Halle der BART-Station, wo die Drehkreuze sind. Hier war es kaum besser – der ringsum von Wänden umschlossene Raum ließ die Stimmen in sämtliche Richtungen widerhallen. Von dem Dröhnen brummte mir der Kopf, und der Gestank und die Nähe all dieser Körper machten mich ganz klaustrophobisch, obwohl ich noch nie gehört hatte, dass ich für so was anfällig war.

Immer noch drängten Leute die Treppe hinunter, andere quetschten sich durch die Drehkreuze und dann die Rolltreppen nach unten zu den Bahnsteigen, aber mir war klar, dass das kein gutes Ende nehmen würde.

»Sollen wir lieber unser Glück oben versuchen?«, fragte ich Darryl.

»Ja, verdammt, ja«, antwortete er. »Das hier ist Mord.«

Ich schaute zu Vanessa rüber – unmöglich, dass sie mich hören würde. Es gelang mir, mein Handy rauszuholen, und ich schickte ihr eine SMS.

> Wir hauen ab hier

Ich sah, wie sie das Vibrieren spürte, dann draufguckte, schließlich zu mir rübersah und heftig nickte. Darryl hatte inzwischen Jolu informiert.

»Hast du einen Plan?«, brüllte mir Darryl ins Ohr.

»Wir müssen da wieder rauf!«, schrie ich zurück und deutete auf das erbarmungslose Gedränge der Menschen.

»Das ist unmöglich!«, sagte er.

»Es wird noch unmöglicher, wenn wir länger warten!«

Er zuckte die Schultern. Van arbeitete sich zu mir herüber und fasste nach meinem Handgelenk. Ich nahm Darryls, und der fasste mit der anderen Hand nach Jolu, und so drängten wir uns hinaus.

Es war echt schwierig. Zuerst schafften wir keine zehn Zentimeter in der Minute, und als wir die Treppe erreicht hatten, ging es noch langsamer. Die Leute, an denen wir uns vorbeischieben, waren nicht gerade erfreut, dass wir sie aus dem Weg drängten. Einige beschimpften uns, und einer sah so aus, als wenn er mir am liebsten in die Fresse schlagen würde, sofern er nur seinen Arm rausgekriegt hätte. Wir kamen an drei weiteren Menschen vorbei, die auf dem Boden lagen, doch es gab keine Möglichkeit, ihnen zu helfen. Aber zu diesem Zeitpunkt dachte ich auch längst nicht mehr an Helfen. Das Einzige, was noch zählte, war, die Lücken vor uns zu erspähen, um weiterzukommen, dazu Darryls kraftvoller Griff um mein Handgelenk und mein Todesgriff um das Gelenk von Van hinter mir.

Eine Ewigkeit verging, dann plötzlich schossen wir wie Sektorkorken ins Freie und blinzelten in das graue, rauchgeschwängerte Licht. Die Fliegeralarmsirenen jaulten genauso wie vorher, und das Sirenengeheul der Krankenwagen, die die Market Street runterjagten, dröhnte noch lauter. Es war jetzt fast niemand mehr

auf den Straßen – bis auf die Leute, die immer noch hoffnungslos versuchten, nach unten zu kommen. Viele weinten. Ich entdeckte ein paar leere Bänke – gewöhnlich waren die immer von stinkigen, saufsüchtigen Pennern besetzt – und zeigte in ihre Richtung.

Wir bewegten uns auf sie zu, geduckt und mit eingezogenen Schultern wegen der Sirenen und des Rauchs. Kaum hatten wir die Bänke erreicht, da stürzte Darryl nach vorn.

Wir schrien alle, und Vanessa packte ihn und drehte ihn auf den Rücken. Sein Hemd hatte seitlich einen roten Fleck. Der Fleck breitete sich aus. Sie riss das Hemd hoch und legte einen langen, tiefen Schnitt in seiner gut gepolsterten Seite frei.

»Irgendein Idiot in der Menge hat ihn *abgestochen*«, sagte Jolu und krampfte die Hände zu Fäusten. »Verdammt, ist das fies.«

Darryl stöhnte, sah uns an und danach an seiner Seite hinab. Dann stöhnte er wieder, und sein Kopf kippte zurück.

Vanessa zog ihre Jeansjacke aus und riss sich das Baumwollshirt mit der Kapuze über den Kopf, das sie unter der Jacke trug. Sie knüllte es zusammen und drückte es gegen Darryls Seite. »Fass ihn am Kopf«, sagte sie zu mir. »Halt ihn ein bisschen hoch.« Und zu Jolu sagte sie: »Heb du seine Füße an – roll deine Jacke zusammen oder irgendwas.« Jolu beeilte sich. Vanessas Mutter ist Krankenschwester, und Vanessa selbst hat jedes Jahr im Sommercamp Erste-Hilfe-Kurse gemacht. Sie liebte es zu sehen, wie in Filmen Menschen bei Erster Hilfe falsch behandelt wurden, und machte sich drüber lustig. Ich war so froh, dass wir Vanessa dabei hatten.

Wir saßen lange da und drückten das Kapuzenshirt in Darryls Seite. Er beharrte darauf, dass es ihm gut gehe und wir ihn aufstehen lassen sollten, aber Van erklärte immer wieder, er solle die Klappe halten und still liegen, oder sie würde ihm in den Hintern treten.

»Sollen wir keinen Krankenwagen rufen?«, fragte Jolu.

Ich fühlte mich wie ein Idiot, riss mein Handy aus der Tasche und drückte die Nummer. Der Ton, den ich bekam, war noch nicht mal ein Besetztzeichen – er klang wie ein Wimmern des Telefonsystems. So einen Ton kriegt man nur, wenn drei Millionen Menschen auf einmal die gleiche Nummer wählen. Wer braucht Botnetze, wenn es Terroristen gibt?

»Was ist mit Wikipedia?«, fragte Jolu.

»Kein Handyempfang, kein Internet.«

»Was ist mit denen?«, sagte Darryl und deutete auf die Straße. Ich schaute in die Richtung, in die er zeigte, und dachte, ich würde einen Bullen oder einen Sanitäter sehen, aber da war niemand.

»Alles okay, Kumpel, ruh dich aus«, sagte ich.

»Nein, du Idiot, mit *denen*, den Bullen in den Autos? Da drüben!«

Er hatte recht. Alle fünf Sekunden raste ein Polizeiauto, ein Krankenwagen oder ein Feuerwehrfahrzeug vorbei. Sie konnten uns Hilfe holen. Ich war so ein Idiot.

»Dann los«, sagte ich, »lass uns dich rüberbringen, wo sie dich sehen, und einen von ihnen anhalten.«

Vanessa war von der Idee nicht begeistert, doch ich ging davon aus, dass kein Bulle halten würde, nur weil ein Junge auf der Straße mit seiner Kappe winkte, nicht an so einem Tag. Anhalten würden sie aber vielleicht, wenn sie Darryl bluten sahen. Ich stritt kurz mit ihr, und Darryl beendete den Streit, indem er taumelnd auf die Beine kam und sich allein hinunter in Richtung Market Street schleifte.

Der erste Wagen, der vorbeieulte – ein Krankenwagen – bremste nicht mal. Genau wie der Polizeiwagen, der vorbeifuhr, das Feuerwehrfahrzeug und auch die nächsten drei Polizeiwagen. Darryl war in keiner guten Verfassung – er war ganz bleich im Gesicht und hechelte. Vans Shirt war voller Blut.

